



*Vor mir lagerte, keine 15 Meter entfernt, die Familie Nashorn,
ein Bild animalischen Vergnügens.*

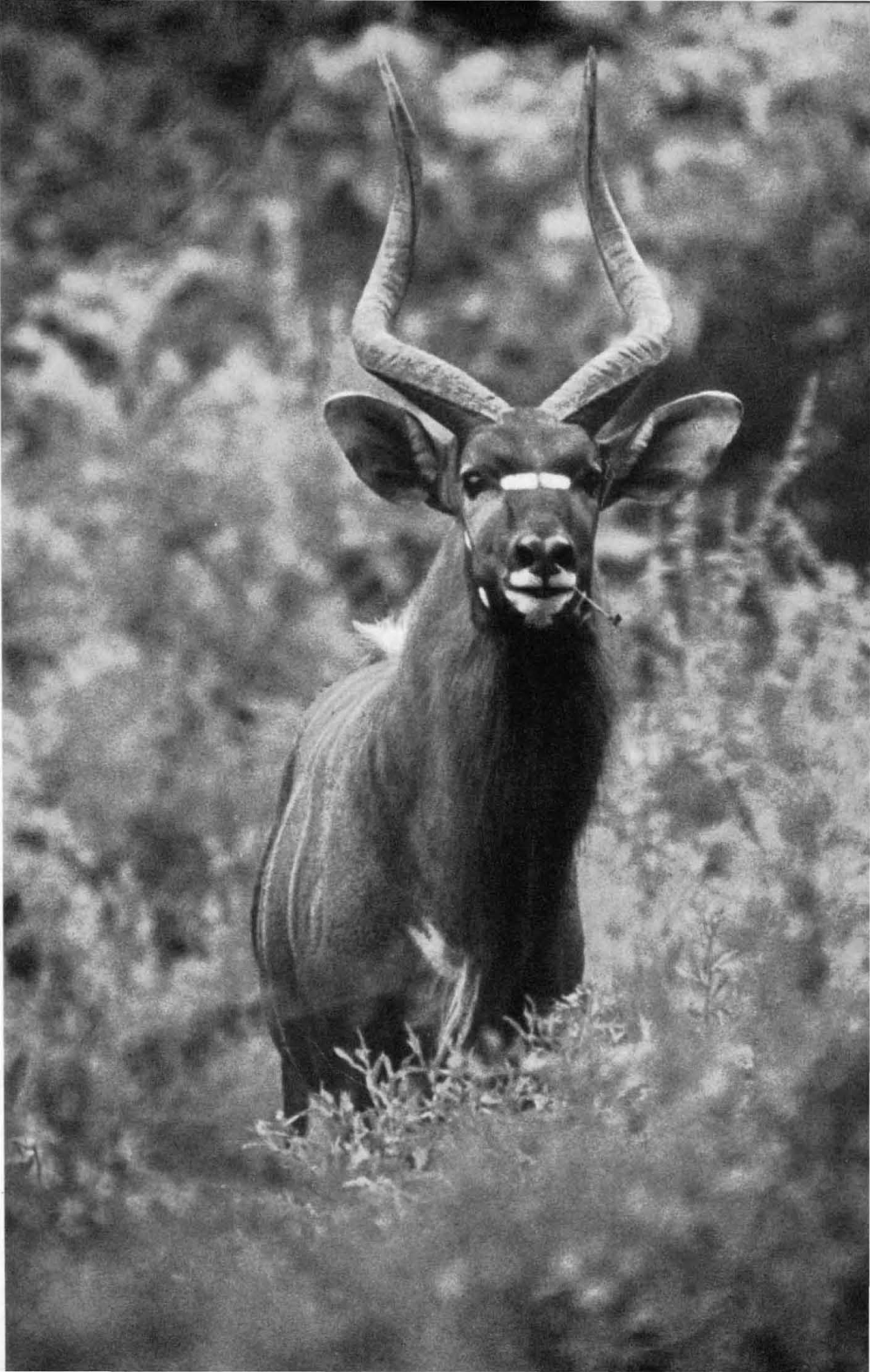
Griff das Land erfaßt, so daß die vielen kleinen Trinkstellen bereits ausgetrocknet sind – eine Verschiebung der üblichen Lebensgewohnheiten einzutreten pflegt.

Außerdem war uns auf der ersten Expedition anderes Wild zu Gesicht gekommen. Blau-maul-Meerkatzen hatten uns angeäugt, Wasserböcke waren uns begegnet, nicht zuletzt die graziösen Kudus; Nyalas und das Steinböckchen hatten neugierig ihre Köpfe aus dem Geäst gesteckt. Aber auch der so gefürchtete Büffel trieb sich im Busch herum.

Der Anfang war gemacht, die fotografische Feuertaufe – mit dem Nashorn als „Gegner“ – war bestanden. Nun galt es, die Erkenntnisse geschickt zu verarbeiten. Der Schlachtplan nahm mehr und mehr Form an. Dennoch mußte ich vier weitere Expeditionen unternehmen – mit insgesamt 7000 km Fahrtstrecke zwischen Pretoria und dem Zululand –, um für den Höhepunkt meiner Arbeit reif zu sein.



*Links:
Eine Herde der
gefürchteten Büffel.
Sie teilen den Wohnraum
der Nashörner.
Rechts:
Ein prachtvoller Nyala-Bock,
der uns im Busch begegnete.*



Das große Abenteuer

Die Nacht mit den Weißen Nashörnern

An einem sonnendurchglühten Spätnachmittag im Mai hält mein vollbepackter Wagen auf der Schlafkrankheit-Forschungsstation Masimba. Meine alten Freunde, Dr. E. Kluge und seine Familie, erwarten mich. Auch E. W. Foster hält sich gerade auf der Nagana-Station auf, der Mann, der fünfzehn Jahre schon dem Studium des Breitmaulnashorns und des Wilds im Umfolosi-Reservat gewidmet hat, der mit Umsicht den Ablauf der Wildentwicklung verfolgt und immer wieder zum Nutzen der Tiere eingreift. Foster schützt die wehrlosen, stummen Geschöpfe vor den Kugeln der Wilderer, er versucht, die Wasserstellen zu erhalten, wenn lange Trockenzeit das Land ausdörft. Verhaßt bei den Wilderern, verehrt von allen Tierfreunden, die sein Wirken kennen – mein Freund Foster!

Gleich nach der Ankunft besuche ich ihn in seinem grasgedeckten Rundhaus. Ich finde ihn vor seinem Schreibtisch sitzend, ein Blatt mit seltsamen Zeichnungen in der Hand. „Solche Köpfe“, sagt er, „werden Sie sehen, wenn Sie lange genug bei uns bleiben!“ Es sind „Porträts“ von Breitmaulnashörnern, ein rundes Dutzend an der Zahl. Keines gleicht dem anderen. Alle Hörner auf diesen Köpfen sind abnorm geformt. Nie zuvor habe ich Ähnliches gesehen. Lange, dünne, in Kurven gedrehte, halbmondförmig sich über die Nase nach unten biegende Hörner! Alle diese Deformierungen hat Foster im Verlauf seiner langen Dienstjahre selbst beobachtet; seine Tochter, eine bedeutende südafrikanische Künstlerin, hat sie nach den Angaben des Vaters gezeichnet. Später dann habe ich selbst solche Mißbildungen gesehen, merkwürdigerweise nur an weiblichen Tieren, die ein längeres und dünneres Horn tragen als die Bullen, deren Horn kurz und wuchtig ist und eine breitere Basis besitzt.

Das längste bekannte Horn befindet sich im Britischen Museum; es mißt 1,59 m. Bedenkt man, daß die normale Schulterhöhe eines Breitmaules 1,75 m erreicht und daß sein Gewicht drei bis vier Tonnen beträgt, so male man sich getrost die Stoßwirkung eines Nashorn-Hornes aus!

„Zwölf Meilen von hier“, fährt Foster fort, „ist eine Wasserstelle, an der gegenwärtig viele Nashörner trinken sollen. Beim letzten Vollmond habe ich einen meiner Zulu-Wildwächter dort angesetzt, um festzustellen, was sich in der Nacht so tut. Er hat auch alles brav notiert – hier ist die Liste!“ Sie zeigt, daß in den Abendstunden hauptsächlich Warzenschweine, kleine Antilopen und solche Tiere kommen, die nur bei Tageslicht zur Tränke gehen. In den Dämmer- und Nachtstunden jedoch verändert sich das Bild grundlegend. Mit Sonnenuntergang betreten die Großen die Bühne: die Nashörner, die Nyalas, Kudus, Buschböcke, dazu kleinere Raubtiere. Die Aufzählung der Liste ergibt eine unvorstellbare Zahl. Nicht weniger als allein



110 Nashörner sollen demnach in einer einzigen Nacht an die Tränke gekommen sein! Selbst Foster scheint dem Beobachtungsergebnis des Zulus nicht recht zu trauen; er beabsichtigt, sagt er, die Beobachtungen wiederholen zu lassen, um ein zuverlässiges Bild zu erhalten. Das ist das Stichwort für mich. Ohne Zögern gibt Foster mir die Erlaubnis, die Nachtwache zu übernehmen. Den Rest des Abends verbringe ich mit den notwendigen Vorbereitungen, denn wir haben gerade Vollmond, und dieser stille, treue Freund soll mein Debut an der Wasserstelle erleuchten. In letzter Minute finde ich noch einen Begleiter, Charlie Berg, den die Aufgabe nicht minder begeistert und der mir eine willkommene Hilfe bedeutet.

*

*

*

Früh am nächsten Morgen sind wir bereits unterwegs. Wir überqueren den Schwarzen Umfolosifluß und haben damit das eigentliche Reservat der Breitmaulnashörner erreicht.

Nach einer Stunde Fahrzeit ändert sich das bisher monotone Bild. Der Busch wird lichter, mehr und mehr Wildpfade kreuzen den Weg, die sich alle in einer ganz bestimmten Richtung dahinschlängeln. Auch andere Zeichen der Anwesenheit von Nashörnern werden häufiger. Mit besonderer Vorliebe scheinen sie sich auf Autospuren zu bewegen – denn auf ihnen haben sie bei ihrem Marsch unverkennbare Merkmale hinterlassen: große, gemeinsame Losungshaufen. Diese Anhäufungen werden um so zahlreicher und größer, je näher wir der Trinkstelle kommen. Kaum ein Nashorn geht an einem solchen Platz vorbei, ohne seinen Tribut zu hinterlassen. Solche Dunghaufen können mehrere Meter im Durchmesser haben und bleiben – wenn sie in der Nähe einer häufig besuchten Wasserstelle liegen – für Jahre in Benutzung.

Jäh endet das gerade noch befahrbare Gelände. In einer lichten, fast graslosen Senke liegt vor uns die Wasserstelle. Sie ist nicht eben groß, dafür reichlich verschlammt und allein dadurch schon eine Oase des Wohlbehagens für Nashörner. Zu dieser Stunde des Tages ist sie verwaist, so daß wir mit dem Auto unmittelbar an sie heranfahren können. Wenn einem Unvorbereiteten an dieser Stelle gesagt würde, daß hier des Nachts Hunderte wilder Tiere, insbesondere Nashörner, sich ein Stelldichein zu geben pflegen, er müßte es für Jägerlatein halten. In der Tat beginne auch ich – angesichts des trüben Tümpels – an der Fosterschen Liste ernsthaft zu zweifeln. Zwar sind viele Spuren da, aber sie brauchen noch längst nicht eine solche unglaublich hohe Stückzahl zu rechtfertigen, wie sie uns genannt worden ist. Vorsichtig umrunde ich die Tränke, forschend suchen meine Blicke den Boden ab, um das Alter der Spuren auszumachen. Sie sind alle frisch, kaum zwölf Stunden alt!

Noch ist die Wasserstelle leer und verlassen. Ich wähle ein Stückchen Boden, einer kleinen Landzunge ähnlich, mit schwachem Grasbestand, um dort meinen Posten zu beziehen; ein wenig Deckung nach hinten ist durch einen Busch gegeben, kein nennenswerter Baum in der Nähe. Eine erhöhte Plattform als Ansitz zu errichten, verbietet sich von selbst, denn ich will



*Unverkennbare Merkmale
im Nashornland: große,
gemeinsame Losungshaufen.*



*Die Losungshaufen werden
häufiger, je näher man
der Wasserstelle kommt.*

ja den Tieren, mit denen ich nun hinreichend vertraut zu sein glaube, Auge in Auge gegenüberzutreten. Nie werde ich das Gesicht vergessen, das mein Begleiter macht, als ich ihm erkläre, ich beabsichtige, die kommende Nacht an dieser Stelle *auf dem Boden* zu verbringen . . .

Aus Segeltuch und Decken bereite ich mein Lager. Eine stehende oder sitzende Position vorzusehen, scheidet aus, weil ich mich durch die geringste Bewegung den Tieren sofort verraten würde. An der am besten geeigneten Stelle baue ich mein Stativ auf, von dessen Höhe die ganze Nashornpfanne zu überschwenken ist. Das genügt mir vollkommen. Charlie Berg, mein Begleiter, der etwas von selbstmörderischen Absichten murmelt, die zu teilen er keinen Ehrgeiz verspüre, baut sich, ein wenig weiter entfernt, in drei Meter Höhe eine Art Ansitz in einer Baumgabel.

Langsam taucht die Sonne hinter den Baumkronen unter. Wir bringen das Auto außer Sicht und nehmen unsere Plätze ein.

*

*

*

Gelassen steigt die Nachtstille über dem afrikanischen Busch herauf. Schweigend, die geringste Bewegung vermeidend, hocken wir auf unseren Posten und harren der Dinge, die nun kommen sollen. Gerade noch erlaubt das Dämmerlicht, den Bewegungen im Blättergewirr zu folgen. Außer einigen späten Tauben kommt noch nichts zur Tränke – zarter Prolog zu dem Schauspiel, auf das ich seit zehn Jahren warte und dem ich nun hier mit angespannten Sinnen, bewegungslos auf dem Bauche liegend, entgegensehe. Langsam senkt sich die Nacht herab. Im Osten will es nicht recht dunkel werden, und mit einem Male steigt von dort der Mond in voller Schönheit empor und beginnt seine Wanderung über das samtene Firmament. Je dunkler es wird, um so fühlbarer beschleicht mich die Sorge um meine Sicherheit. Ich schaue mich um. Kein Baum in unmittelbarer Nähe – nichts, was mir Schutz und Zuflucht bieten kann . . . Es gibt nur eines: hier auszuhalten, vorsichtig und überlegt zu Werke zu gehen und auf das Glück zu vertrauen. Ich wische mir mit dem Ärmel den Angstschweiß von der Stirn. Habe ich zu viel gewagt? Was ich tue, ist etwas völlig Neues, und niemanden gibt es, der mir voraussagen kann, wie das Unterfangen enden wird. Denn kein Mensch hat bisher Ähnliches gewagt. Eine Nacht bricht an, die ich nicht nach Jägerart vom sicheren Anstand aus *bei* wilden Tieren, sondern, ohne Schutz am Boden liegend, *mit* den Tieren verbringen will. Gott befohlen, Kamerajäger!

Gute Gründe haben mich zu meinem Entschluß gebracht. Mit Kraftmeierei haben sie nichts zu tun. Aufnahmen in der Aufsicht, also vom Baum hinunter, existieren bereits. Sie sind keine wahren Dokumente, weil sie die Perspektive und damit das Erscheinungsbild der Tiere verändern. Viele Menschen haben vor mir gefährliches Wild geblitzt – aber fast immer mit aufgestellter, unbemannter Kamera, wobei das Tier selbst mit Hilfe gespannter Drähte die Aufnahmen auslöste, oder aber aus Autos heraus. Die erste dieser Methoden setzt selbstver-

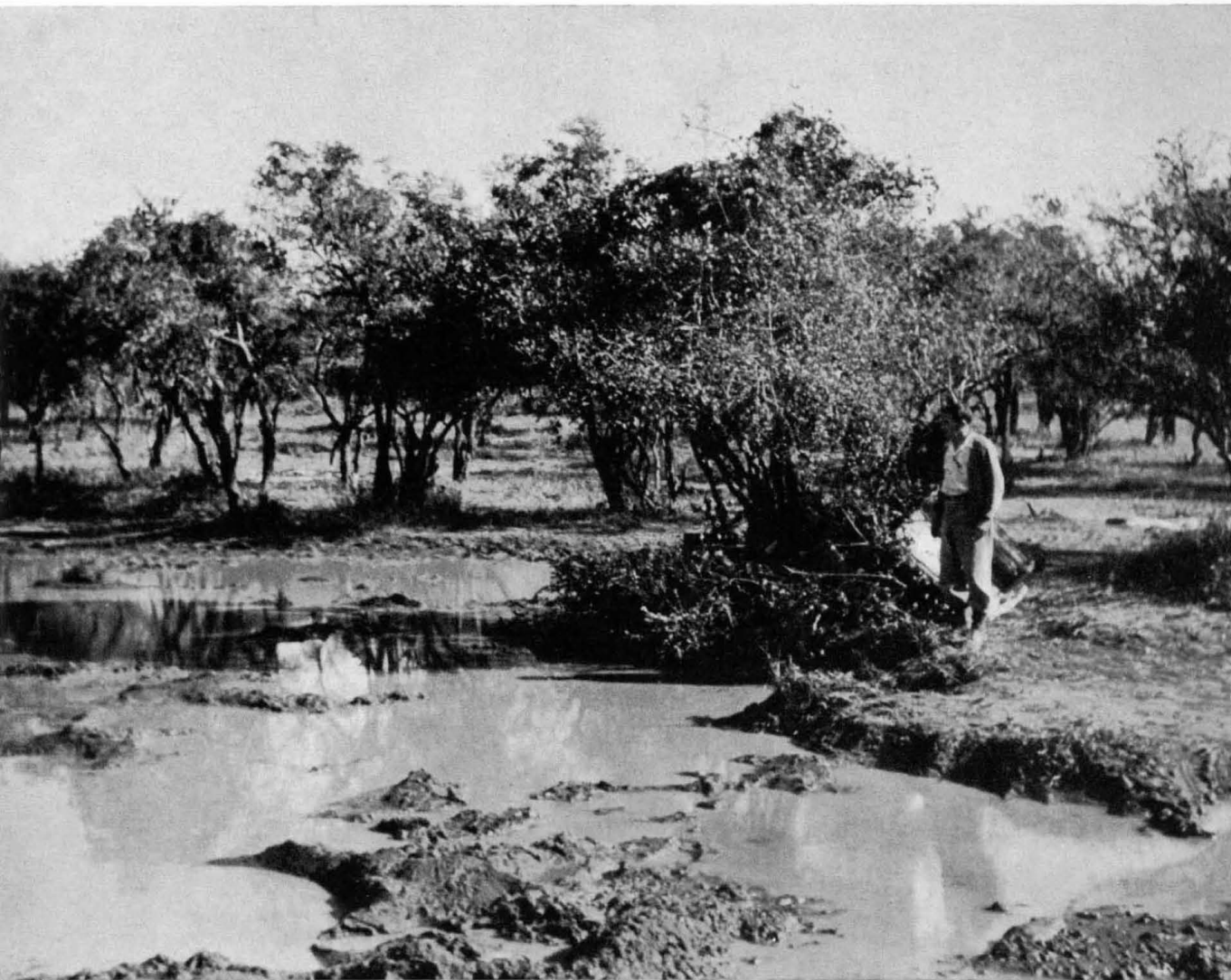


ständig beim Fotografen gute Kenntnisse der tierischen Gewohnheiten und Verhaltensweise voraus und verlangt von seiner Geschicklichkeit das Äußerste, aber sie hat einen großen Nachteil, die Kamera ist starr, auf einen bestimmten Punkt gerichtet. Damit will ich brechen. Wenn schon das Breitmaulnashorn zum Aussterben verurteilt ist – in lebendigen Bildern wenigstens soll es noch einmal festgehalten werden! Vor mir ein Sichtschutz aus niedrigen, dünnen Zweigen, hinter mir ein niedriger Busch – das ist alles. Wahrlich kein Schutz gegen Nashörner! Aber Teil eines wohldurchdachten Plans, dem meine Beobachtungen und Erfahrungen zugrunde liegen. Sie nämlich haben mich gelehrt, daß kein wildes Tier, und sei es in unserer Vorstellung noch so gefährlich, in der Nacht eine solche Deckung, wie klein sie auch sei, überläuft; in ihrer Vorsicht stürmen die Tiere nicht blindlings auf etwas los, wovon sie nicht wissen, was dahintersteckt.

Mit Hilfe des Nachtglases durchdringt mein Auge die vom Mondlicht durchtränkte Dunkelheit ringsum. Vor mir habe ich mein Schreibzeug zurechtgelegt; jede Beobachtung soll getreulich registriert werden. Auf einmal durchfährt ein eisiger Schreck meine Glieder. In unmittelbarer Nähe habe ich ein Geräusch gehört. Ein dunkles, unheimlich erscheinendes Etwas nähert sich meinem Platz. Wie erstarrt bleibe ich sitzen. Eine ganze Weile verhoffen wir beide, Statuen gleich. Da erkenne ich das langohrige Buschschwein. Es wendet sich zum Tümpel ab und beginnt zu saufen. Kaum fertig, verschwindet es wieder im Busch. Ein tiefer Atemzug der Erleichterung. Denn diese Begegnung ist für mich eine Art Probe. Wenn das Buschschwein, das von außerordentlicher Scheuheit und noch dazu nur ein „halbes“ Nachtier ist, sich täuschen läßt, dann, so darf ich nunmehr hoffen, werden die gewichtigeren und wirklich gefährlichen nächtlichen Besucher auch weiter kein Aufhebens von meiner Anwesenheit machen. Immerhin ist es erst das zweite Mal in zwanzig Jahren, daß ich mich in freier Wildbahn so dicht neben einem Buschschwein finde . . .

Seine Ankunft bedeutet den Auftakt zum nächtlichen Treiben. Keine fünf Minuten vergehen, da erscheint der nächste Gast. Kürzer werden die Abstände. In jeder Pause knipse ich die Taschenlampe an, um in dem nadelfeinen Lichtstrahl – ich habe die Lichtöffnung bis auf ein stecknadelkopfgroßes Löchlein verklebt – die Einstellung der Kamera zum hundertsten Male zu überprüfen.

Im Grunde geschieht es aus Nervosität, denn die Einstellung zeigt natürlich noch immer die gleichen Werte. Aber irgend etwas muß der Mensch ja tun, der nächtlicherweise auf dem Erdboden liegt und von allen Seiten unheimliche Lebewesen auf sich zukommen hört. Trotz meiner Nervenanspannung fällt mir auf, daß es auch den Tieren nicht anders ergeht. Die Nacht hat ihre warnenden Geheimnisse auch für sie, ein jeder kann des anderen Feind sein; überall lauert die Gefahr. Sie sehen mich nicht, aber ihr Instinkt warnt sie offensichtlich vor meiner Nähe, denn mit übertriebener Vorsicht umgehen sie meinen Platz, wenn sie sich der Tränke nähern. Keines läuft geradenwegs zum Wasser, auch die stärksten nicht. Nach jedem



Vor mir ein Sichtschutz aus niedrigen, dünnen Zweigen — das ist alles.

Schritt verhoffen sie, spitzen sie die Ohren, und erst wenn der nächste Schritt gesichert scheint, wird er getan.

Wasserstellen in Afrika sind Treffpunkte der Tiere. Wasser heißt Leben, deshalb müssen sie sich alle dorthin begeben. Natürlich nutzen die Raubtiere diese schwache Stelle im Dasein der Pflanzenfresser aus, um ihrerseits ihren Blutdurst zu stillen. Sie verstecken sich im hohen Gras gegen den Wind und springen ihr Opfer an. Das Wild weiß, daß seine Feinde am Wasser lauern. Lieber sichert die Antilope hundertmal, ehe sie sich einen Schluck gönnt. Dennoch ist in trockenen Zeiten der quälende Durst stärker als alle Vorsicht, und dann haben die Raubtiere ihre guten Tage.

Plötzlich werde ich hellwach. Ein merkwürdig pfeifender Ton lenkt meine Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung. Trotz aller Anstrengung kann das Auge nichts erkennen. Das Fiepen wiederholt sich einige Male, und nun weiß ich, daß es von nichts anderem als einem kleinen Nashorn herrühren kann. Wo ein junges Nashorn ist, steht natürlich auch eine Nashornmutter. Und richtig: durch das Glas erkenne ich endlich im fahlen Lichte des Mondes das ungleiche Paar. Die ersten Nashörner sind da! Noch dazu eine Kuh mit Kalb. Muttertiere mit Jungen sind allgemein mit größter Vorsicht zu genießen; sie dulden keinen Eindringling. Dessen eingedenk fühle ich mich auf meiner Halbinsel in diesem Augenblick alles andere als behaglich, denn erst jetzt wird es sich endgültig zeigen, ob mein Plan, einfach auf dem Boden die Tiere zu erwarten, sich in der Wirklichkeit bewährt . . .

Behutsam drehe ich meine Leicas in die Richtung der Tiere. Meine Hände zittern dabei, das Herz klopft vernehmlich, denn die fiependen Töne kommen näher. Schon stehen Kuh und Kalb deckungslos. Wiegend schwenkt die mächtige Mutter den gewaltigen gehörnten Kopf hin und her. Kurzen Schritt für kurzen Schritt tappt sie auf meine Stellung zu. Sie im Sportsucher meiner gekoppelten Kameras zu behalten ist nicht schwer; nur der Abstand auf der Entfernungsskala muß ständig verringert werden.

Nun verhält sie nahe genug. Eine Kopflänge noch kommt sie sichernd nach vorn, dadurch das Kälbchen hinter sich freigebend – ich drücke auf den Auslöser. Für eine Sekunde Totenstille. Vom Blitz geblendet, höre ich den Abgang der Tiere. Kopflohe Flucht, Prusten und fiepende Pfeiftöne – vorüber ist der Spuk.

Mein nächster Gedanke: Die Kameras haben gearbeitet! Die Nashörner haben mich nicht über den Haufen gerannt! Der Blitz hat seine Aufgabe, gleichzeitig als Abwehrwaffe zu dienen, erfüllt! Grund genug zu einem befreienden Atemzug. Halten wir also weiter aus! Kaum haben sich meine Augen wieder an die Dunkelheit gewöhnt, da kehren – ich glaube, ich kann meinen Sinnen nicht trauen! – die beiden zurück. Da soll sich einer in der Seele der Nashörner auskennen! Was wohl mag in den riesigen Schädeln vorgegangen sein? Mir fallen gewisse Erfahrungen ein, die ich mit Blitzlicht im Zoo gemacht habe. Schon immer hat es mich verwundert, daß wilde Tiere keinerlei Reaktion auf das Blitzlicht zu zeigen pflegen.



Ich drücke auf den Auslöser. Für eine Sekunde: Totenstille . . .

Des Rätsels Lösung kann nur darin liegen, daß der Blitz – in Gestalt des Gewitterblitzes – den Tieren vertraut ist. Worüber sie sich allenfalls bei meinem Blitz hätten wundern können, das ist das Ausbleiben des Donners und das Fehlen der Gewitteratmosphäre.

Einer so eigenartigen Naturerscheinung wollen sie anscheinend auf den Grund gehen – oder aber sie messen dem Vorfall überhaupt keine Bedeutung bei. Tatsächlich steht die Mutter jetzt nicht mehr mit gespitzten Ohren da, und das Kälbchen, etwa 14 Tage alt, trippelt sorglos umher und fiept wieder munter vor sich hin. Mit dem Behagen, das nach überstandener Gefahr wärmend unser Gemüt durchzieht, beobachte ich das Paar. Das Kleine findet die Gegend mit einem Male langweilig. Nach Art aller Kinder versucht es, die Mutter in den Busch zurückzulenken. Was tut eine Mutter in solchen Fällen? Sie gibt nach. So auch die Mutter unseres Stupsnäschens, das noch so winzig ist wie ein halbwüchsiges Schwein. Sie kehren mir die Hinterteile zu und verschwinden mit geringelten Schwänzchen im Busch . . .

Hell liegt das Mondlicht auf Baumkronen und Wasserstelle. Ein paar Nachtvögel sind zum Trinken gekommen. Flugbild und Rufe verraten sie als dickköpfige, großäugige Triels. Der Schlamm ist ihr Element. Sie sind Insektenfresser, und daß sie hier nicht zu kurz kommen werden, habe ich längst am eigenen Leibe erfahren. Denn in meinen Decken kriecht und krabbelt es, wohin ich auch greife . . .

Den Vögeln schenke ich keine sonderliche Beachtung mehr, sondern fahre fort, die Umgebung der Wasserstelle im Auge zu behalten.

Und schon rückt es heran: auf eine lange Reihe verteilt, in Schützenkette gewissermaßen. Dunkle Gestalten . . .

Von der gegenüberliegenden Seite nähert sich eine ähnliche Front. Ist hier ein Angriff auf mich geplant, ein Kesseltreiben? Es sieht aus, als müsse der Kreis sich jeden Augenblick schließen. Von nervöser Unruhe befallen, schwenke ich das Glas im Halbkreis herum. Wohin ich auch blicke, überall treten aus dem Rande des Busches graue, vom diffusen Licht des Mondes ins Gewaltige erhöhte, riesenhafte Urgestalten. Nashörner! Zögernd lösen sie sich aus dem Holz, eines nach dem andern treten sie auf die Lichtung heraus.

Vor langer Zeit schon müssen sie ihre „Ausgangsstellung“ bezogen haben, wahrscheinlich standen sie schon bereit, als ich mein Nashornpaar blitzte.

Überwältigend der Anblick der lebenden Phalanx, die sich jetzt allmählich auf mich zu bewegt. Ich reiße mich zusammen und beginne, die Tiere zu zählen. Ich komme auf 29 – alles Breitmäuler, Erwachsene und Kälber. Zwischen ihnen huschen kleine Antilopen umher. Furchtlos, in völliger Unbefangenheit springen sie an ihren großen Freunden vorbei, die allenfalls hier und da den Kopf nach ihnen wenden, um sich zu vergewissern, daß sie es sind: Vertraute aus einer großen Gemeinschaft, Bewohner des gleichen Lebensraums. Keine Feindschaft, keine Mißgunst gibt es zwischen ihnen. Niemals macht eines der Nashörner einer Antilope den Platz am Wasser streitig. Ein Bild paradiesischer Harmonie.





In diesem Augenblick bin ich losgelöst von allem, was meine Lebenswirklichkeit sonst ausmachte. Ich empfinde mich als Geschöpf unter Geschöpfen – ein unbeschreibliches Gefühl reinen Glücks durchzieht meine Brust. Auge in Auge finde ich mich den Recken der Urzeit gegenüber. Die Krönung meiner langjährigen Arbeit in Afrika ist erreicht.

Aber jetzt ist keine Zeit zum Träumen. Die eigentliche Arbeit ist noch zu tun. Und wieder beschleicht die nackte Angst mein Herz, denn alle Auswege sind mir inzwischen verlegt. Eingekreist bin ich, und die einzige Hoffnung auf Sicherheit gründet sich auf ein paar armselige Äste, die ich vor mir in den Boden gesteckt habe. Lächerlich – angesichts der vielen Nashörner um mich herum! Und doch nicht ganz so lächerlich, wenn meine Rechnung mit dem Walten der Natur richtig ist. Ich sitze ja nicht irgendwo im Busch, sondern an einer Wasserstelle, die jeder Kreatur das Gesetz von Vorsicht und Mäßigkeit aufzwingt. Geht meine Rechnung auf, dann habe ich die Grenzen des bisher in der Tierfotografie für möglich Gehaltenen gesprengt . . . Gegenstand meiner Sorge sind nicht einmal so sehr die Breitmäuler, die mich umzingeln und auf die ich es ja abgesehen habe. Im Umfolosi-Reservat lebt auch noch eine geringere Zahl von schwarzen oder Spitzmaulnashörnern. Sie sind unberechenbare und sehr gefährliche Tiere, die alles aufs Horn nehmen, was ihnen im Wege steht. Gesehen habe ich sie hier noch nicht, aber von Wildwärttern weiß ich, daß diese Tiere hier existieren; ich weiß auch, daß man nicht einmal im Auto vor ihnen geschützt ist. Selbst wenn es mir gelingen sollte, zu fliehen, würde ein schwarzes Nashorn zumindest meine Kameraausrüstung, die säuberlich ausgebreitet vor mir liegt, in Grund und Boden trampeln, sobald es den Menschengeroch daran wahrnehme . . . Von Raubtieren ganz zu schweigen.

Kurz, allzu rosig ist meine Lage nicht. Aber die Antilopen sind ja da, untrüglisches Zeichen augenblicklicher Sicherheit. Um mich abzulenken, lausche ich auf die Geräusche der Stunde. Die geringsten Laute verursachen die großen Tiere. Der Grundton, den ich kaum mehr wahrnehme, stammt von dem Myriadenheer der Grillen: eine flirrende, konstante Geräuschkulisse. Hier und da dringt aus ihr der Schrei einer Eule heraus, woraufhin das Gezirp der Zikaden leicht schwankt, um sofort wieder in der alten Stärke und Monotonie einzusetzen.

Plötzlich dringt ein neuer Laut an mein Ohr. Ich weiß nicht, wie ich ihn deuten soll, aber ich erschauere vor ihm. Er kommt aus der Richtung der Nashörner. Einen Augenblick glaube ich, ein Rudel Löwen gehe zum Angriff über. Tiefes, unheilvolles Grollen. Dann aber mischt sich ein heftiges Schnauben, Stoßen und Stampfen hinein, und mit einem Male weiß ich: Das hast du doch schon einmal gehört – das können nur kämpfende Nashornbullen sein!

Erleichtert atme ich auf. Sehen kann ich die Streiter nicht, aber die Wirkung des Kampfes auf die übrige Tierwelt wird sofort offenbar. Die bisherige Zurückhaltung schwindet. Wo ich Sekunden vorher noch nichts gesehen habe, stehen plötzlich Nyalas. Wie Geister tauchen sie aus der Dunkelheit auf. Sie trinken – leise, schlürfend, nichts stört sie mehr.

Wo gekämpft wird, legt die Natur einen Bannkreis, dem alle Kreatur verfällt. Es herrscht eine

Bild der vorangegangenen Doppelseite:

Überwältigend der Anblick der lebendigen Phalanx . . .



Wie Geister tauchen Schwarzfelsen-Antilopen aus der Dunkelheit auf.

Art sportlichen Gesetzes, das die Nyalas sich zunutze machen. Selbst wenn ich das Fernglas hochhebe, stört sie das nicht. Sie heben zwar die Köpfe, schauen mich sogar an, trinken aber in Muße zu Ende und kehren danach in jener erhabenen-graziösen Haltung, die gerade diese Antilope auszeichnet, in den Busch zurück. Die Kameras lasse ich unberührt. Zu vieles, zu Wichtiges steht auf dem Spiel.

Mittlerweile ist der Mond so hoch gestiegen, daß jetzt die gesamte Wasserstelle deutlich in seinem Lichte liegt. Es scheint, als ob alle Tiere darauf nur gewartet hätten, denn von nun an reißt der Zulauf nicht mehr ab. Selbst aus der Luft kommen zwei Durstige herab. Steif wie Stöcke, die starren Augen auf mich gerichtet, nehmen sie vor mir Aufstellung. Ausgerechnet zwei Kronenkiebitze – jene Vögel, die es unnachahmlich gut verstehen, den Jäger an der Nase herumzuführen und das Wild zu warnen! Alles, was da kreucht und fleucht, horcht auf, sobald sie ihre schrillen Schreie ertönen lassen. Ähnlich dem Eichelhäher in unseren Wäldern stellen sie hier im Busch die Aufpasser dar. Ich verharre, zu einer Säule erstarrt, bis der erste beginnt, an seinem Gefieder zu zupfen. Der andere folgt. Das Mißtrauen ist nun tatsächlich gebrochen.

Es ist auch höchste Zeit. Vor mir, im Mondlicht, hat sich, während die Vögel mich noch mit langgestreckten Hälsen argwöhnisch musterten, eine riesenhafte Gestalt immer mehr genähert. Wie ein Felsbrocken wirkt die Nashornkuh, die ungeduldig, alle Vorsichtsmaßregeln außer acht lassend, der Wasserstelle zustrebt. Ihrem Beispiel folgen andere – drei, fünf, schließlich sind es acht. Meine große Stunde ist gekommen.

Was ich in meinen künsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hätte, hier steht es vor mir: acht Relikte aus der Urzeit der Erde, acht Breitmaulnashörner, keine 20 Meter von mir entfernt mitten im nächtlichen Busch. Jetzt gilt es zu handeln; wer weiß, ob mir in meinem Leben noch einmal eine solch günstige Gelegenheit beschert sein wird!

Das Auge am Sucher, folge ich den Bewegungen der Tiere. Immerfort wechseln sie ihre Plätze, eines schiebt sich vor das andere. Glaube ich, den rechten Ausschnitt im Kamerasucher zu haben, wird die vorderste Gestalt durch eine andere verdeckt. Alle auf ein Bild zu bekommen, ist nicht möglich; dazu stehen sie zu nahe. Während dieses stillen Reigens hat mein „Jagdfieber“ die Grenze des Ertragbaren erreicht; die Vorstellung, daß ein unvorhergesehenes Geräusch oder Ereignis den ganzen Aufmarsch wie einen Spuk hinwegwischen könnte, führt meinen Finger in einer Art Torschlußpanik an den Auslöser. Ungeheures Licht flammt auf. Ich bin geblendet. Am Rande des Busches höre ich Unruhe und Bewegung. Als ich wieder sehen kann, erblicke ich dicht vor mir die erhobenen Köpfe meiner acht „Modelle“. Gleichzeitig schieben sie sich mit den Hinterteilen aneinander und formieren eine „Festung“, wie man das auch von anderen Tieren, zum Beispiel den Moschusochsen, kennt. Die Köpfe mit der gefährlichen Waffe sind nach außen gerichtet, bereit, jeden Angriff abzuwehren. Da er ausbleibt und der für mich günstige Wind ihnen



Ein einzelnes Tier löst sich aus dem Verband...



keine Witterung zuträgt, ebbend die seitlichen Schwenkungen der Köpfe alsbald ab, die Formation beginnt sich aufzulösen, und die ganze Gesellschaft benimmt sich wieder genauso wie vorher.

Ein einzelnes Tier löst sich aus dem Verband und strebt gleichsam tastend, bei jedem der winzigen Schritte prüfend und sichernd, dem Wasserspiegel zu. Vorsichtig schnuppert es an der Brühe, dann taucht es den mächtigen Kopf hinab, und das breite Maul beginnt zu trinken. Es ist so nahe, daß ich die Schluckbewegungen sehen und hören kann. Sie klingen wie das Arbeiten einer alten Wasserpumpe. Fast mechanisch trinkt das Tier, gleichmäßig, lange, bis ihm der Atem vergeht. Dann hebt es den Kopf, wobei das Wasser ihm aus dem Maule trieft, macht einen Verschnauer, und wieder senkt sich das schwere Haupt. Hier wird buchstäblich getankt, denn bis zur nächsten Wasseraufnahme werden 24 Stunden vergehen, ein Drittel davon glühheiße Sonnenstunden!

Häufiger werden die Pausen; ein Zeichen dafür, daß der Tank bald gefüllt ist. Als das Tier wieder seinen Kopf hebt, feuere ich den Blitz ab. Für den Bruchteil einer Sekunde hebt er das nahestehende Monstrum wie einen weißglühenden Block aus dem Dunkel; Büsche, Bäume und Gräser reflektieren gespenstisch das Licht; dann versinkt alles wieder in Nacht. Der Mond zeigt mir mein Objekt auf dem Rückzug. Den Kopf hin und her schwenkend, weicht das Tier Schritt für Schritt nach hinten aus. Dabei stößt es gegen einen Baum. Mit einer Fixigkeit, die man dem plumpen, schweren Körper niemals zutrauen würde, fliegt es herum, um den vermeintlichen Gegner anzunehmen. Ein einziger, wütender Stoß des Horns legt das unschuldige Bäumchen um.

Zwei Nashornkühe mit Kälbern fesseln zu meiner Linken meine Aufmerksamkeit. Schnau fend kommen die beiden Muttertiere hinter den Jungen hergetrottet. Sie müssen einen langen Anmarsch hinter sich haben. Während die Kälber schnurstracks dem Wasser zustreben, legen die Mütter die letzte Etappe mit der gewohnten Vorsicht zurück. Nachdem sie alle getrunken haben, bleiben sie noch eine Weile beisammen stehen. Ein Beweis, daß – für sie zumindest – die Luft rein ist.

Die Kälbchen benutzen den Plausch der alten Damen zu einem Spielchen. Mit ihren kleinen Hörnchen stupsen sie sich in die Rippen, mimen Zweikampf auf Leben und Tod, tollen herum und versuchen schließlich ihren Übermut an den würdigen Müttern, die sich mit freundlichem Unwillen in das Unvermeidliche schicken. Dabei muß einem der Jungen wohl ein Euter zu nahe gekommen sein, das seinen Appetit anregt. Weil es noch so klein ist, vermag es mühelos im Stehen zu trinken. Das andere aber, schon zu hoch gewachsen, verdreht, so weit es möglich ist, den Kopf – ohne die süße Quelle erreichen zu können. Da legt es sich kurzerhand auf den Bauch – und das Problem ist gelöst. Welcher Tierfotograf ließe sich wohl ein so anmutiges Bild entgehen? Ein Prusten der Überraschung beantwortet den Blitz. Vertrieben hat er die Tiere nicht.

Bild der vorangegangenen Doppelseite :

*Dicht vor meinem Versteck kämpften sie scherzhaft,
prustend und stampfend.*



*Das größere Kalb legt sich auf den Bauch,
um die süße Milchquelle zu erreichen.*

Gegen 20 Uhr kommt das „Nachtleben“ in vollen Schwung. Nashörner, Buschböcke, Nyalas und vielerlei kleineres Wild, dem ich keine Beachtung schenken kann, sogar eine Herde Schwarzfersenantilopen – alles drängt sich zur Wasserstelle. Der lebhafteste Verkehr mag die Gewißheit der Gefahrlosigkeit fördern, jedenfalls kann ich nun von Zeit zu Zeit blitzen, ohne mehr als eine vorübergehende Horchstellung bei den Tieren auszulösen. Welch ein Geschenk, diese Arglosigkeit gegenüber dem Blitz!

Der Zustand allgemeiner Arglosigkeit veranlaßt eine gewaltige Kuh, direkt vor meiner Nase ins Wasser zu steigen. Am Rande des Tümpels angelangt, läßt sie sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung umfallen. Da liegt sie nun, das personifizierte Wohlbehagen. Kein Glied regt sie, nur hin und wieder atmet sie hörbar auf – wie jemand, der seinen Frieden gefunden hat und sich ganz in Einklang weiß mit Gott und der Welt.

Aber den Irdischen ist es nicht beschieden, das Glück lange ungestört zu genießen. Ein zweites Nashorn entsteigt der Dunkelheit und hält geradenwegs auf die Badende zu. Diese, im Anblick des sich nähernden Rivalen, erhebt sich mit einem mächtigen Schwung – erst das Vorderteil, dann das hintere –, und ehe sie ganz auf den Beinen ist, blitzt mein „Schuß“ auf. Wasserspritzer treffen mein Gesicht, ich höre machtvolles Stampfen und Plantschen – und als ich wieder aus den Augen blicken kann, stehen beide Tiere am Ufer, die Ohren steif auf mich gerichtet. Ob mein Blitz ihre Kampfeslust gebrochen hat, weiß ich nicht. Sie trotten jedenfalls in schöner Eintracht von hinnen, bis zu einem kleineren Schlammloch außerhalb der Reichweite meiner Kamera. Das eine von ihnen plumpst prompt hinein – und bleibt dort eine halbe Stunde lang liegen.

Baden steckt an. Eines nach dem anderen der Tiere legt die Scheu ab, und bald sind alle verfügbaren schwarzen Schlammlöcher mit Weißen Nashörnern besetzt. Die einen stehen, andere liegen, manche bleiben ausgiebig in der Suhle, andere machen es kurz. Jedes aber sucht nach dem Schlammbad einen Baumstamm auf und kratzt sich mit offensichtlicher Lust den Schlamm mitsamt den Insekten von der Haut. Alle Bäume in der Nähe von Wasserstellen sind in dieser Weise gezeichnet. Sie liefern unter anderem den Beweis, daß Nashörner die Höhe von sechs Fuß erreichen – und sogar überschreiten.

Bis gegen 22 Uhr dauert der Hochbetrieb an, dann flaut er allmählich ab. Immer wieder „schieße“ ich meinen Blitz in das bunte Treiben, leider nicht immer erfolgreich. Mitternacht rückt heran, und mit ihr noch einmal ein Pulk von 10 Nashörnern. Nach zehn Minuten gesellen sich noch zwei weitere hinzu. In geschlossenem Halbkreis umstehen sie die Wasserstelle und trinken – ein nahezu unglaubliches Bild. Leider erfaßt die Kamera nur einen Ausschnitt, doch gibt er im Teil das Ganze wieder.

Mit der Geisterstunde ist auch der Höhepunkt des erregenden nächtlichen Geschehens überschritten. Still wird die Natur; die meisten der Nashörner haben den Rückmarsch in ihre Reviere angetreten, nur einzelne stehen noch herum, die Köpfe gesenkt, wahrscheinlich im



*Das eine der Tiere fällt in ein Schlammloch —
und bleibt eine halbe Stunde drin hocken . . .*

Halbschlaf. Das Millionenheer der Grillen geigt, wie in einem Atemzug, die ganze Nacht hindurch seine monotone Melodie.

Um diese Stunde setzt bei mir der Kampf mit dem Schläfe ein. Der lange, arbeitsreiche Tag, besonders aber die Stunden seit Anbruch der Nacht haben das letzte Fünkchen Energie aufgebraucht. Die Darsteller sind nun von der Bühne abgetreten; wie ein Vorhang senken sich die Lider immer wieder über meine Augen, die vom stundenlangen Starren durch den Rahmensucher, vom Hantieren mit Taschenlampe und Blitzlicht jetzt empfindlich brennen. Ich bin, wie man so treffend sagt, fertig.

Und doch darf ich es nicht wagen, auch nur für eine Minute einzuschlafen. Denn außer den Gästen, die ich in den vergangenen Stunden hier gesehen habe, sind noch andere unterwegs, heimliche, unheimliche Gesellen: Leoparden, Hyänen, Schlangen.

Ich esse und trinke, ich wage es sogar, zu rauchen; mit allen Tricks, die einem bei solchen Gelegenheiten zu Gebote stehen, versuche ich, die schleichende Müdigkeit zu überwinden. Das Auge gaukelt mir Bilder vor, die es gar nicht sieht, mein Geist führt die seltsamsten Gespräche mit sich selbst; ich blicke zu dem schwankenden Mond empor . . .

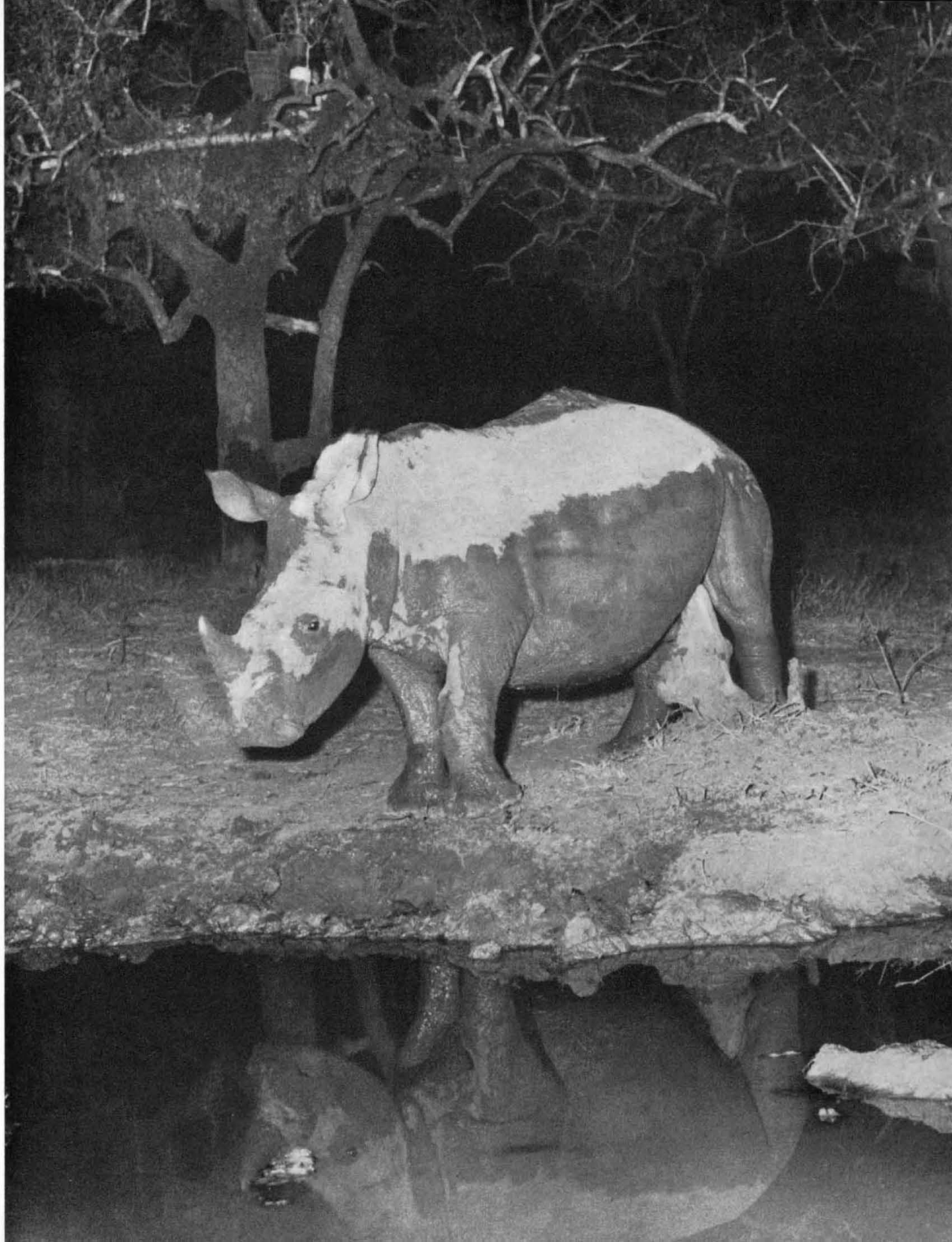
Als ich erwache, ist der Mond ein beträchtliches Stück weitergewandert. Eine gute Stunde muß ich geschlafen haben. Mein Körper ist abgekühlt, die Knochen sind steif vom harten Lager auf dem Erdboden. Ein traumloser, erquickender Schlaf, aus dem ich ohne Übergang zu voller Wachheit zurückgekehrt bin. In diesem Augenblick wird mir bewußt, daß es nicht die Kühle ist, die mich aus dem Schlummer gerissen hat, sondern ein Heidenlärm dicht neben mir.

Nashörner sind aneinandergeraten und fechten ihren Strauß stampfend und grunzend unmittelbar neben meinem „Bett“ aus! Das ist nun doch der Gipfel! Eilig und lautlos suche ich meine Kameraausrüstung zusammen, um mich gegebenenfalls rasch auf Französisch verabschieden zu können . . .

Aber die lieben Tiere treten ihrerseits, immer noch kämpfend, den Rückzug an, und bald hat der Busch sie verschluckt.

Der Morgen rückt näher. Vereinzelt kommen noch Tiere zur Tränke: Buschböcke, Nyalas und Niederwild. Alle trinken schnell und verschwinden, wie sie gekommen sind. Ein Nachspiel zur nächtlichen Vorstellung, das durch einen markerschütternden Schrei beendet wird. Ich habe das Tier kommen hören, hinter meinem Rücken, direkt auf das Wasser zu. Als es, kaum zwei Meter von meinem Lager entfernt, den Menschengeruch in die Nase bekommt, löst sich der gellende, die Nacht durchdringende Schrei – dann jagt der unheimliche Gast, über Äste und langes Gras stürzend, in den Busch zurück. Wildes Herzklopfen befällt mich nochmals. Dann beruhige ich mich wieder, denn die Lösung des Rätsels fällt mir ein:

Nur eine Hyäne kann so hysterisch sein. Anscheinend ist sie nicht die einzige in dieser



Nacht. Zu meinem großen Glück haben die anderen offenbar keinen Wind von mir bekommen. Immerhin hat diese Begegnung nun die letzte Müdigkeit aus meinem Körper verscheucht. Die fünfte Morgenstunde rückt unausweichlich heran. Im Osten sammelt sich das erste blasse Licht des jungen Tages.

*

*

*

Noch ehe die Sonne ihren Lauf beginnt, beherrschen die Vögel das Feld. Zu Hunderten fliegen sie heran und erfüllen mit einem Jubel sondergleichen die Luft. Eine Stunde wird zugegeben, eine weitere Stunde. Bis es heiß zu werden beginnt. Und siehe da: die ersten Warzenschweine kommen mit erhobenem Schwanz aus dem Busch gerannt. In ihren Erdlöchern haben sie die Nacht verbracht; sie schätzen es nicht, bei Mondschein in der Gegend herumzulaufen. Mit ihnen habe ich gestern begonnen, mit ihnen schließe ich heute ab. Mein stiller Jubel steht dem lauten der in immer dichteren Scharen einfallenden Vögel nicht nach. Der belichtete Film steckt in meiner Tasche. Der kostbarste Film, den ich je nach Hause trug! Er soll mithelfen, andere Menschen an meinem nächtlichen Erlebnis teilnehmen zu lassen – und ihr Verständnis wecken für das eigenartige Leben einer fast ausgerotteten Tierart, die zu erhalten der Menschheit eine hohe Verpflichtung sein sollte . . .



*Diese suhlende Nashornkuh benahm sich so übermütig,
daß ich die Kameras gegen Schlammspritzer schützen mußte!*

24 Stunden an der Nashorntränke

Das Ergebnis meiner Beobachtungen in Zahlen

Was innerhalb von 24 Stunden – vom 25. zum 26. Mai 1953 – an einer Nashorntränke geschah, zeigt die nachstehende Liste der Tiere. Die Wildzählung begann etwa um 11 Uhr vormittags, nachdem ich meinen Platz in unmittelbarer Nähe des Wassers bezogen hatte, und endete am nächsten Morgen fast um die gleiche Zeit. Gezählt habe ich nur solche Tiere, die ihr Maul wirklich ins Wasser tauchten und tranken. Auf diese Weise, so glaube ich jedenfalls, kam ich der genauen Kopfzahl am nächsten; denn wer sich einmal sattgetrunken hat, kommt nicht ein zweites Mal zur Wasserstelle zurück.

Zeit	Anzahl	Name
14.40 Uhr	1	Warzenschwein
15.10 Uhr	1	Warzenschwein
15.15 Uhr	5	Warzenschweine
15.20 Uhr	3	Warzenschweine
16.10 Uhr	1	Warzenschwein
16.15 Uhr	3	Warzenschweine
16.30 Uhr	6	Warzenschweine
16.50 Uhr	1	Warzenschwein
17.20 Uhr	2	Weißes Nashorn mit Kalb
18.00 Uhr	8	Weißer Nashörner
18.00 Uhr	2	Ducker (kleine Antilope)
18.30 Uhr	2	Buschböcke
18.30 Uhr	7	Weißer Nashörner, davon zwei Kälber
20.00 Uhr	1	Weißes Nashorn
20.40 Uhr	1	Buschbock
20.45 Uhr	1	Ducker
21.00 Uhr	2	Weißer Nashörner
21.20 Uhr	1	Weißes Nashorn
21.25 Uhr	1	Weißes Nashorn
21.25 Uhr	2	Weißer Nashörner, aus anderer Richtung
21.30 Uhr	1	Buschbock
21.30 Uhr	3	Nyalas
21.30 Uhr	2	Weißer Nashörner
22.00 Uhr	1	Ducker
22.25 Uhr	5	Nyalas



Zeit	Anzahl	Name
23.00 Uhr	4	Weißer Nashörner
23.10 Uhr	1	Ducker
23.15 Uhr	1	Ducker
23.35 Uhr	10	Weißer Nashörner mit 1 Kalb
00.45 Uhr	1	Buschbock
00.45 Uhr	2	Weißer Nashörner
01.00 Uhr	1	Ducker
01.20 Uhr	4	Weißer Nashörner
02.20 Uhr	1	Weißes Nashorn
02.55 Uhr	1	Weißes Nashorn
03.00 Uhr	6	Weißer Nashörner
05.40 Uhr	2	Weißer Nashörner
06.30 Uhr		Erscheinen der ersten Vögel im Morgengrauen
06.40 Uhr	2	Nashornkuh mit Kalb
07.15 Uhr	1	Ducker
07.50 Uhr	1	Ducker
08.20 Uhr	4	Warzenschweine
08.40 Uhr	1	Weißes Nashorn
09.00 Uhr	2	Warzenschweine
09.10 Uhr	9	Warzenschweine
09.25 Uhr	1	Ducker
09.25 Uhr	4	Warzenschweine

Von nun an viele Tauben und Kleinvögel. Größere Säugetiere kamen an diesem Vormittag nicht mehr. Gegen 11 Uhr beendete ich meine 24stündige Sitzung.



Fotografisches und Jagdliches

Der Kamerablitz ersetzt den tödlichen Schuß

Wie, um alle Welt, haben Sie das bloß zuwege gebracht?

Diese Frage wurde so häufig gestellt – von allen, denen ich meine Ausbeute zeigte, besonders aber natürlich von denen, die selber fotografieren –, daß ich recht zu tun glaube, wenn ich meinem Erlebnisbericht (die darin enthaltenen Aufnahmen stellen naturgemäß nur eine Auswahl der gemachten Bilder dar) ein paar Angaben über die Aufnahmetechnik folgen lasse, der ich den schönen Erfolg schließlich verdanke.

Nun, Amateur-Schnappschüsse im Busch gibt es nicht. Grundlage und unausweichliche Voraussetzung für die Tierfotografie sind fototechnische Kenntnisse – und vor allem Erfahrung in der Beobachtung der Tierwelt. Die „Modelle“ der freien Wildbahn sind weder eitel noch auf Honorar erpicht, aber nur zu leicht nehmen sie übel. Die Technik hat uns das Tele-Objektiv geschenkt. Ein wundervolles Mittel, gefährliches Wild aus verhältnismäßig sicherer Entfernung in Großaufnahme einzufangen. Aber nicht ganz so sicher, wie es scheint! Denn um das Foto-Versteck herum können einem auch andere Lebewesen zusetzen, und ein Tierfotograf, der, behangen mit einer schweren, kompletten Ausrüstung, um sein Leben rennt, ist auch im afrikanischen Busch nicht gerade eine würdige Erscheinung. Es empfiehlt sich in jedem Falle, die Ausrüstung so einfach und leicht wie möglich zu bemessen und nur das Notwendigste mitzunehmen.

Ich begnügte mich mit der Leica. Auf allen meinen Pirschgängen trug ich sie mit dem Hektor (von 13.5 cm Brennweite) schußbereit mit mir herum. Der Träger, so vorhanden, schleppte das Stativ und das 40-cm-Telyt. Damit war ich imstande, an schlafende Nashörner heranzukriechen, und im Hektor hatte ich immer noch ein Objektiv längerer Brennweite, mit dem ich „aus der Hand“ arbeiten konnte.

Sicherheitshalber hatte ich immer ein paar Steine in der Tasche, um sie notfalls mit der Kamera zu vertauschen. Oft sind die einfachsten Mittel die wirksamsten: ein Stein, wohlgezielt auf den Erdboden vor die Nase eines Nashorns gefeuert, vermag den größten Koloß zum plötzlichen Bremsen in seiner ungestümen Fahrt und zu schleunigem Rückzug zu veranlassen. So auch entstand das Bild des stürmenden Schwarzen Nashorns auf Seite 37. Ein Stein stoppte es blitzartig.

Doch ich spreche hier von Tagesaufnahmen. Will man in der Nacht fotografieren, so sieht die Sache ein wenig anders aus. Zuerst muß man wissen, wie, wann und wo die Tiere die Nacht verbringen, wie und wann sie eine Wasserstelle aufsuchen, wie sie sich dort benehmen, welche ihrer Feinde einzukalkulieren sind. Durch geduldiges Beobachten läßt sich das



alles ungefähr ermitteln. Des Unwägbareren bleibt dann noch immer genug. Ich wollte die Wirklichkeit auf meinen Film bekommen, das Nachtleben der Nashörner, nicht „Rücken von oben“. Ich mußte mich also unter sie begeben, nicht über ihnen thronen . . .

Daraus ergab sich die Aufnahmetechnik bei Nacht – nämlich mit Blitz! Das bedeutete, daß die Teleobjektive von vornherein ausschieden, weil ihre Tiefenschärfe für solche Aufgaben nicht ausreicht. Der automatische Entfernungsmesser kam für die Einstellung im Dunkeln nicht in Betracht, weil das Licht dafür zu schwach war. Was ich brauchte, war große Schärfentiefe, und die haben zum Glück alle 5-cm-Objektive. Ich montierte also zwei – manchmal auch drei – Leicas auf eine Schiene. Zwei davon waren mit Hilfe des doppelten Drahtauslösers gekoppelt. Dieser arbeitet mit Verzögerung, das heißt: er löst nacheinander die Verschlüsse der einen und dann der anderen Kamera aus. Die zweite aber war mit dem Blitz synchronisiert. Drückte ich auf den Auslöser, dann öffnete sich der Verschuß der ersten Kamera, der auf „B“ stand und offen blieb, solange ich den Drahtauslöser drückte. Sobald ich den Druck verstärkte, trat die zweite Kamera gleichzeitig in Funktion, wobei gegebenenfalls die dritte, schon vorher mit geöffnetem Verschuß bereitgehalten, automatisch mitbelichtet wurde. Während also die linke Hand die auf dem Stativ befestigte Kamerabatterie lenkte, das Auge mit dem Rahmensucher dem Objekt folgte, hatte die Rechte im geeigneten Augenblick den Auslöser zu bedienen. Aneinandergeschaltete Blitzleuchten ergaben, je nach Entfernung, die gewünschte Lichtmenge.

Mit dem automatischen Entfernungsmesser war, wie gesagt, in der Nacht nichts anzufangen. Deshalb hatte ich alle in Frage kommenden Abstände zwischen markanten Punkten schon bei Tage ausgemessen und notiert – d. h. im Kopf notiert. Ich wußte: der Abstand von Baum A zu Strauch B beträgt sieben Meter, zwischen Bodenwelle C und Baumstumpf D 4,30 Meter. Ich könnte mir eine Spezialkamera vorstellen, die die Entfernungsangaben fühlbar, nach Art der Blindenschrift, eingraviert trägt. In meinem Falle genügte der winzige Lichtstrahl der bis auf ein stecknadelkopfgroßes Loch verklebten Taschenlampe, die Werte rasch abzulesen und einzustellen. Daß mir die Aufnahmen in fast allen Fällen gelangen – trotz der begreiflichen Erregung (wobei nicht selten der Bruchteil einer Sekunde den Ausschlag gab) –, rechne ich mir nachträglich zur Fotografen-Ehre an. Wobei ich nicht verhehlen möchte, daß sich das leichter liest, als es in der Praxis durchzuführen ist. Denn was ich hier an technischen Tricks preisgebe, ist ja nur die zweite Voraussetzung zum Erfolg.

Ich hoffe, nicht den Eindruck unbescheidenen Selbstlobes zu wecken, wenn ich sage, daß erst das Zusammenspiel von Kenntnis der Tierwelt, technischer Tüftelei und waidmännischer Kaltblütigkeit im entscheidenden Augenblick den Erfolg verbürgt.

Ortega y Gasset hat in seiner philosophischen Schrift „Über die Jagd“ nachzuweisen versucht, daß Jagd, richtig verstanden, das Töten zum Endziel haben müsse. Ich habe erfahren, daß die von ihm geschmähte Kamerajagd den jagdlichen Urtrieb im Menschen voll und



ganz auf seine Kosten kommen läßt, und daß der Schuß mit der Kamera das gleiche, wenn nicht ein höheres Glück beschert als der Schuß mit der tödlichen Büchse. Die Nachtaufnahmen, die der vorliegende Band enthält, sind in ihrem besonderen Charakter die ersten ihrer Art. Neue Wege der Tierfotografie stehen demnach noch immer offen.

Besonders in den letzten Jahren wurden Tiere aufgenommen, wo immer man ihrer habhaft werden konnte: unter Wasser, in der Luft (wozu ich übrigens selbst mit dem Bildband „Wunder des Möwenfluges“ beitragen durfte).

Das Ziel ist allen Bemühungen gemeinsam: unbekannte Welten zu erschließen – und dem Mitmenschen die Augen zu öffnen für die unausschöpfbaren Wunder der belebten Erde.

An Stelle eines Nachworts:

Wilhelm Schack, der bekannte Tierfotograf in Südafrika, hat sich vor Jahren die Aufgabe gestellt, die einheimische Tierwelt, besonders die der großen Säugetiere, im Bilde darzustellen. Obwohl der vorliegende Band nur eine Auswahl seiner prachtvollen Aufnahmen darbietet, legt er bereits beredtes Zeugnis ab von Wilhelm Schacks Können.

Die Naturschutzgebiete der Südafrikanischen Union, darunter der Krüger-Nationalpark – einer der größten der Welt –, waren seine „Jagdgründe“; sie hat er wiederholt besucht, in ihnen hat er zahlreiche Aufnahmen gemacht.

Seinen Bildern vom Breitmaul- oder Weißen Nashorn im Zululande kommt ein ganz besonderer Rang insofern zu, als sie zum ersten Male den Schleier vom Nachtleben der Tiere lüften. Vor etwas mehr als einem Jahrhundert noch war das riesenhafte Säugetier in weiten Teilen Transvaals und des Betschuanalandes anzutreffen. Heute ist sein Bestand auf 500 Exemplare zusammengeschmolzen.

Das Breitmaul-Nashorn wäre längst ausgestorben, hätte die Regierung von Natal im Jahre 1897 nicht durch Gründung des Umfolosi-Reservats für den Fortbestand des Tieres gesorgt. Um das Breitmaul-Nashorn ist es heute in Südafrika besser bestellt als um das Spitzmaul- oder Schwarze Nashorn, denn von diesem gibt es in ganz Südafrika, ebenfalls im Zululande, kaum mehr als 200 Stück. (In Ostafrika hingegen haben sie sich in größerer Zahl erhalten.) Vom Zululande abgesehen, kommt das Breitmaul nur noch im südlichen Sudan und in den angrenzenden Teilen von Uganda und dem belgischen Kongo vor. Zoologen unterscheiden zwischen dieser nördlichen und der südlichen Unterart.

Die Urbarmachung weiterer Gebiete bedroht immer wieder aufs neue die Tierwelt Afrikas. In Südafrika ist der Punkt erreicht, da keine Verringerung der bestehenden Naturschutzgebiete mehr geduldet werden kann.

Daß Herrn Schacks schönes Bildbuch eine recht weite Verbreitung finden möge, daß recht bald weitere Bände folgen mögen, ist der aufrichtige Wunsch seines Freundes

Dr. R. Bigalke

Direktor des Nationalen Zoologischen Gartens,
Pretoria.

An Stelle eines Nachworts:

Wilhelm Schack, der bekannte Tierfotograf in Südafrika, hat sich vor Jahren die Aufgabe gestellt, die einheimische Tierwelt, besonders die der großen Säugetiere, im Bilde darzustellen. Obwohl der vorliegende Band nur eine Auswahl seiner prachtvollen Aufnahmen darbietet, legt er bereits beredtes Zeugnis ab von Wilhelm Schacks Können.

Die Naturschutzgebiete der Südafrikanischen Union, darunter der Krüger-Nationalpark – einer der größten der Welt –, waren seine „Jagdgründe“; sie hat er wiederholt besucht, in ihnen hat er zahlreiche Aufnahmen gemacht.

Seinen Bildern vom Breitmaul- oder Weißen Nashorn im Zululande kommt ein ganz besonderer Rang insofern zu, als sie zum ersten Male den Schleier vom Nachtleben der Tiere lüften. Vor etwas mehr als einem Jahrhundert noch war das riesenhafte Säugetier in weiten Teilen Transvaals und des Betschuanalandes anzutreffen. Heute ist sein Bestand auf 500 Exemplare zusammengeschmolzen.

Das Breitmaul-Nashorn wäre längst ausgestorben, hätte die Regierung von Natal im Jahre 1897 nicht durch Gründung des Umfolosi-Reservats für den Fortbestand des Tieres gesorgt. Um das Breitmaul-Nashorn ist es heute in Südafrika besser bestellt als um das Spitzmaul- oder Schwarze Nashorn, denn von diesem gibt es in ganz Südafrika, ebenfalls im Zululande, kaum mehr als 200 Stück. (In Ostafrika hingegen haben sie sich in größerer Zahl erhalten.) Vom Zululande abgesehen, kommt das Breitmaul nur noch im südlichen Sudan und in den angrenzenden Teilen von Uganda und dem belgischen Kongo vor. Zoologen unterscheiden zwischen dieser nördlichen und der südlichen Unterart.

Die Urbarmachung weiterer Gebiete bedroht immer wieder aufs neue die Tierwelt Afrikas. In Südafrika ist der Punkt erreicht, da keine Verringerung der bestehenden Naturschutzgebiete mehr geduldet werden kann.

Daß Herrn Schacks schönes Bildbuch eine recht weite Verbreitung finden möge, daß recht bald weitere Bände folgen mögen, ist der aufrichtige Wunsch seines Freundes

Dr. R. Bigalke

Direktor des Nationalen Zoologischen Gartens,
Pretoria.

Inhaltsverzeichnis

Zu Wilhelm Schacks Bildern und Worten	7
Von Zuluana bis Folosi	9
<i>Im Senckenberg-Museum zu Frankfurt zündete ein Blitz</i>	
Ein trauriges Kapitel zuvor	16
<i>Herrliche Geschöpfe der Natur – als Freiwild</i>	
Werden die Schutzgesetze standhalten können?	24
Von breiten und spitzen Mäulern	28
<i>Wilhelm Busch und das Rhinoceros</i>	
Erregende Begegnungen – Vorspiel nur	34
<i>William Foster gibt das Stichwort</i>	
Das große Abenteuer	48
<i>Eindringling im Nashornreich</i>	
24 Stunden an der Nashorntränke	76
<i>Das Ergebnis meiner Beobachtungen</i>	
Fotografisches und Jagdliches	80
<i>Der Kamerablitz ersetzt den tödlichen Schuß</i>	
An Stelle eines Nachworts	85